

## Alles genetisch?

Die Erkenntnisse der Genforschung interessieren ein breites Publikum und werden von biologischen Laien leicht generalisiert. Die wiederholte Meldung, man habe erneut ein Gen „für“ eine bestimmte Funktion oder Eigenschaft entdeckt oder durch Speichelanalysen einen Mörder an seinem „genetischen Fingerabdruck“ erkannt, leisten der Ansicht Vorschub, fast alles am Menschen, von der Augenfarbe bis zum Charakter, sei schon kurz nach der Zeugung durch seine Erbinformationen festgelegt. In einem Nachrichtenmagazin liest man etwa: „Bereits knacken Forscher den Schicksalsweg des Lebens im Labor: Die Genanalyse verrät ihnen sogar die Veranlagung zu Gewalttätigkeit, Sucht, Fettleibigkeit oder gar Homosexualität. Der Lebensweg eines Menschen – von der Schulbildung über den beruflichen Werdegang bis zur Partnerwahl – wird schon vor der Geburt genetisch vorbestimmt.“ Beim Partygespräch verdichtet sich dann diese Sicht der Dinge zum einprägsamen und vielseitig anwendbaren Basistheorem: „Alles genetisch!“

Wenn sich der Lebenslauf eines Menschen so genau aus seinem genetischen Code herauslesen läßt, sollten dann Unternehmen und Behörden nicht von allen, die sich um eine Stelle bewerben, ein DNS-Risikoprofil erstellen lassen? Und müssen die Eltern, Kindergärtnerinnen, Lehrkräfte und Sozialpädagogen den Erziehungsoptimismus, mit dem sie Heranwachsende fördern wollen, nicht schleunigst gegen einen aufgeklärt resignierenden Gendeterminismus eintauschen – ganz zu schweigen von den Paaren, die ein Kind adoptieren möchten, dessen Eltern sie nicht kennen?

Judith R. Harris, Verfasserin von psychologischen Lehrbüchern, meint in ihrer 1998 veröffentlichten Streitschrift „The nurture assumption“ (etwa: „Erziehungsanmaßung“), Eltern könnten nur wenig zur Entwicklung von Intelligenz und Sozialverhalten ihrer Kinder beitragen. Sie zeugten und pflegten sie, doch werde das, was nicht genetisch angelegt sei, durch die Gleichaltrigen geprägt. Warum „Peers“ mehr bewirken sollen als Eltern, ist allerdings schwer einzusehen. Der Verhaltensgenetiker David Rowe formuliert denn auch seine Kritik an der Sozialisationsforschung vorsichtiger: „Der Einfluß des familiären Milieus auf die Entwicklung des Kindes ist wesentlich geringer, als viele Menschen glauben möchten.“

Nun hat man auch bisher gewußt, daß bei einer günstigen Entwicklung Anlage- und Umweltfaktoren, Vererbung und Sozialisation zusammenwirken müssen. Die einstweilen noch recht lückenhaften Beobachtungen der Genforschung mögen für die Landwirtschaft und Medizin weitreichende Folgen haben und

auch in der Entwicklungspsychologie die Aufmerksamkeit stärker auf die Anlage- und Vererbungskomponente lenken, weil nun deren Wirkmechanismen besser verstanden werden. Damit rücken auch unveränderliche biologische Ursachen sozialer Ungleichheit ins Blickfeld. Doch bestätigt diese Forschung im Wesentlichen auch die herausragende Bedeutung, die einer entwicklungsfördernden Sozialisation zukommt: dem Aufbau von positiven Beziehungen, dem Vorbild, der Ermutigung und Anerkennung, dem Grenzen-Setzen sowie dem Bemühen, kognitive und emotionale Defizite auszugleichen.

Denn Gene bewirken keine psychischen Eigenschaften, sondern steuern nur die Entwicklung ihrer neurobiologischen Grundlagen. Eine geistig-moralische Fähigkeit und Einstellung kann nur entstehen, wenn das Nervensystem über die Erbanlagen hinaus aktiv mit förderlichen Einflüssen von Erziehern und Gleichaltrigen interagiert und sich so selbst aufbaut. Die Erblichkeit von Intelligenz kann man beispielsweise nur annähernd aus dem Vergleich des Intelligenzquotienten von eineiigen und zweieiigen Zwillingen (die jedoch meistens von denselben Eltern erzogen und geprägt werden) oder von leiblichen Geschwistern, die bei verschiedenen Adoptiveltern aufwachsen, erschließen, wobei man die Erziehungsbedingungen bestenfalls pauschal erhebt und berücksichtigt. Der Molekularbiologe Dean Hamer schätzt auf Grund mehrerer Studien den Anteil der Vererbungsabhängigkeit des IQ auf etwa 50 Prozent. Er dürfte beim sozialen Verhalten bedeutend geringer sein. So zeigte eine schwedische Untersuchung zur Kriminalität von 862 adoptierten Jungen, „daß selbst die leiblichen Kinder der schlimmsten Straftäter nicht unbedingt in die Fußstapfen ihrer Eltern treten müssen. Und bei Kindern mit den schlechtestmöglichen Genen kann das bestmögliche Elternhaus dazu beitragen, daß etwas anderes aus ihnen wird“.

Schlechtestmögliche Gene sind hier wahrscheinlich Erbanlagen, die zu einem hohen Testosteronspiegel und einem Mangel an Serotonin und damit zu aggressivem und Wettkampfverhalten geneigt machen. Doch unterscheidet sich die Aggressionsbereitschaft sogar bei eineiigen Zwillingen, die also alle Gene gemeinsam haben, erheblich, weil sie mit ihren Impulsen individuell verschieden umgehen können. Dies lernen sie aber dank Fremd- und Selbstsozialisation. Die Aggressionsneigung ist bei Kindern, die zu Hause mißhandelt werden, doppelt so hoch wie bei anderen, und umgekehrt entwickelt sich hilfsbereites Verhalten am ehesten bei einem Erziehungsstil, der auf Zwang verzichtet, Normen begründet und richtiges Handeln lobt. Der Einsatz junger Menschen in Dritte-Welt-, Menschenrechts- und Umweltschutzgruppen hängt in hohem Maß von ihrer kirchlichen Bindung (und dem entsprechenden Erziehungsmilieu) ab – so wie die Zunahme von Jugendgewalt mit dem gewachsenen Mangel an Geborgenheit in vielen Familien und der Gesellschaft erklärt wird. Nein, der Mensch ist kein gen-programmierter Roboter, sondern kann durch die Liebe und Verantwortung der sozialen Umwelt zu Liebe und Verantwortung befähigt werden.

*Bernhard Grom SJ*